

Räthsel.

Aufgabe Nr. 246. Von G. Schönlank in Bodenbach (Schönlank).
Sei (S): K2, Da, Te, Se, G3, B5, G5, h2; Schwanz (S): Ke5, Tg7,
Le7, Sa, h1, Le7, Da, f6, g6; 3 Bälle:

- 1. Se5-f4 (mit der Drehung 2. Da5-d6+).
2. ... Ke5-f4 2. Da5-f0+ Le7-f6; (Kf4-e3) 3. Te8-e4 (Df6-f2+).

- 1. ... Sh1-g3 2. Da5-e6+ Ke5-f4; h2-g3+.
2. ... Sa5-e6 2. Sf4-d3+ Ke5-d5(e6) 3. Da5-d2(e6)h+.
1. ... Sa5-b7, e4 2. Da5-e6+ Ke5-f4; 3. Sg3-h5+.

Aufgabe Nr. 247. Von W. G. in Wien.
Tg4, Ld5, Sd2, e5, Da5, f6; Schwanz (S): Ke5, Tg4, Sg1, Bg5, a5,
g7; 2 Bälle. (Der idw. Th2 ist zu freigegeben).

- 1. Dg4-d1 Ke5-d4; 2. Sd2-e4+.
2. ... S beliebig 1. ... T bel. anders
2. Sd2-f3+.

Aufgabe Nr. 248. Von Joh. Berger in Wien.
Lb2, Sd5, a6, Bg5; Schwanz (S): Ke5, Lf5, Ba3, f3, f4, g6; 2 Bälle.

- 1. Sd5-e7 a5-b2 2. Da5-d5+ Ke5-b4 3. Dd5-e4+ Kb4-a5(a3)
4. De1-b5 (S-b5)+ oder 2. ... Ke5-b6 3. Sd6-a8+ Kb6-a7, a6
3. Dd5-b7, a2+.

- 1. ... Lf5-d7 2. Sd6-e4+ Ke5-e4(b4) 3. Da5-d3(+)-beliebig 4.
Da5-e3+ oder 2. ... Ke5-b6 3. Lb2-e3 Kb6-e7; (oder beliebig) 4. L
d3-a5+.

- 1. ... Lf5-e4 2. Sd6-e4+ Ke5-e4(b4) 3. Da5-d5(a3)+ x, rep.
2. ... Ke5-b6 3. Lb2-e5 a3-a2 4. Dd5-f4+.

- 1. ... Lf5-e5 2. Da5-d5+ Ke5-b6 3. Sd6-e4+ Kb6-e7, a7 4.
Lb2-e5, Dd5-a3+.

- 1. ... K bel. anders 2. Lb2-e3+ Ke5-d4 3. La3-b4 beliebig
4. Da5-e4 rep. d5(+), e, oder 2. ... Ke5-b6 3. Da5-b7+ Kb6-a5 4.
Dh7-b4 (auch a7, b6+).

- 1. ... Ke5-b6 2. Da5-b7+ Kb6-e3 3. Lb2-e5 beliebig 4. Sg7
-e6, e5+.
1. ... Ke5-d6 2. Lb2-e5+ Kd6-e5! 3. Da5-a5+ K beliebig 4.
Da5-b6+.

Aufgabe Nr. 249. Von Johannes Obermann in Leipzig.
(11): Kh3, Dh6, Th5, La5, Sd1, d7, Bb2, e2, d5, f2, g2; Schwanz (11):
Kd4, La5, a7, Sa5, g6, Bb6, e4, e6, f7, h4, 7; 3 Bälle.

- 1. Sd1-e3 b6-b5, Sa5-g7, e6-e4 2. Dh6-g7(+)-beliebig 3. Dg7-
e5, La5-g6+.
1. ... Sg3-h5 2. Dh6-h5; beliebig 3. Dh5-e5, d1+.
1. ... Sg3 bel. anders, La5 beliebig 2. Sg3-e2 rep. b5+ K beliebig 3. T
h5-e6+.

- 1. ... La7-b8 2. Dh6-b6+ Sa5-b6; 3. La3-e5+.

Aufgabe Nr. 250. Von Josef Rospihl in Prag.
Df3, Tg7, Lg1, Sd5, e3, Da2, a4, g2, h4; Schwanz (7): Ke5, Lf6, Bb6,
g7, e4, f5, g7; 3 Bälle.

- 1. Sd5-f4; Ke5-d4 2. Sg3-g4+ e4-e3 (Kd4-e4, e3) 3. Df3-b4
(Tf7-e7)+.
1. ... Ke5-f4; e7-e5 2. Df3-g7; beliebig 3. Dg7-f6; rep. g5+.
1. ... b6-b5 2. Df3-g7+ Ke5-f4; 3. Dg7-f6+.

- 1. ... g7-e5 2. Df3-d6; Ke5-d6; 3. Dg7-e4+.

Aufgabe Nr. 251. Von Hermann v. Gottsdall in Leipzig.
Kf1, Dg7, Sa3, Ba3, b6, e2, e4, h2; Schwanz (7): Ke5, Bb7, e5, f5,
fb, h4; 3 Bälle.

- 1. e2-e3 Ke5-f4 2. Sa2-e1 f5-e1; 3. e1-e3 Kf4-e5, e6; (e5-e6),
h4-h3, f6-f5 4. Dg7-e7, h6, g3, Sg3-g2+ oder 2. ... e6-e5 (Kf4-
e4); 3. Dg7-f8; beliebig 4. Df6-h3, e5(+), f5+.

- 1. ... f5-e4; 2. Sa3-e4+ Ke5-d5 3. Sg3-e3+ Kd5-e5(a6, e6)
4. Dg7-e7+ oder 2. ... Ke5-f6 3. h2-h3 beliebig 4. Dg7-g4+ oder
2. ... Ke5-f3 3. Sg1-e3 x.

- 1. ... f5-f4 2. Dg7-d7 f4-f3 3. e2-e3 ne6+ 4. Dd7-d4+ oder
2. ... Ke5-e4; 3. Dd7-d3+ Ke5-e5 4. Sa3-e4+.

- 1. ... h1-h3 2. Dg7-g2+ f5-f4 3. Sa3-e4+ Ke5-e4; 4. Dg3-
d3+ oder 2. ... Ke5-e4; 3. Dg3-b3+ Ke5-e5 4. Sa3-e4+.

- 1. ... Ke5-e4; 2. Dg7-g2+ K beliebig 3. Sa3-e4(+)-beliebig
4. e2-e3+.

Aufgabe Nr. 252. Von J. Herben in Stuttgart.
Dh5, f6, La3, Sg4, h5, Bb2, e6, d5, e7; Schwanz (10): Ke5, La2, Sf7, g7,
Bg7, d4, e4, f5, h6, h7; 3 Bälle.

- 1. b2-b4 Ke5-b6; 2. Dg1-g7+ Kf6-g7, e7; 3. Sf4-h5,
b1-b5+.

- 1. ... Ke5-f4; 2. Sh8-f7; beliebig 3. La3-e1 (event. auch
Dg1-g3)+.

- 1. ... Ke5-d6; 2. Dg1-d4+ Kd6-e7, e6; 3. Tf6-f7+,
b1-b5+.

- 1. ... beliebig anders 2. Dg1-d4+ Ke5-d4; 3. La3-b2+.

Aufgabe Nr. 253. Von Julius Steinig in Reußen.
Dh1, Tf1, f1, h5, Sa2; Schwanz (10): Kd5, Dd6, Sf5, g8, Bb3, b5, e6,
d3, e5, e6; 3 Bälle.

- 1. Tf1-e4 b5-e4; 2. Dh4-e4+ Kd5-e4, e5; 3. Sa2-e3+,
Dd3-e3+.

- 1. ... Dh4-e5; 2. Sa2-e3+ Kd5-d6 3. Dh4-d8+.

- 1. ... Sf5-h4; 2. Sa2-b4+ Kd5-e4; 3. Tf1-e4+.

- 1. ... Sf5-d4 2. Sa2-b4+ oder auch 2. Tf1-d4+ x.

Ihre die Redaktion verantwortlich: J. S. Dr. F. Wolf in Halle.

Keine Mittheilungen.

Der VII. Kongress des Saale-Schachbundes fand am 11. Sept.
in Köberitz (Reg. Halle) statt. An dem Kongress beteiligten sich etwa 50
Spieler. Es hatten in erster Hauptturnier I. stud. Schwanz (Halle);
II. D. Nothenbaum (Dessau); im zweiten Hauptturnier I. Senich
(Dessau); II. Koberer (Möbitz); im ersten Nebenturnier I. Schubert
(Köberitz); II. Beckmann (Möbitz); im zweiten Nebenturnier I. Kinnig
(Dessau); II. Dornmeier (Köberitz); III. Heise (Köberitz). Ferner fand ein
Kombinatturnier statt. Das Festschlösschen am Abend nahm einen sehr angenehmen
Charakter; unter andern gelangte ein dramatischer Schachabend zur Ausführung.
Bericht für nächstes Jahr ist ersuchen. H. Heise, Köberitz.

Räthsel.

Charade.

(Reinräthsel.)
Von G. Et.

Der großen Erken letzte Drei
Erkennt, von jedem Zweifel frei,
Der Wohlthät' Erden in Ungewissheit;
Er wird, wenn ihre Donner rollen,
Der Erken Rath' Ansetzung sollen,
Der ihren letzten Drei' ergründen.
Er hat umarmen tolle Bahnen,
Er hat um die her am liebsten Bahnen
Der Thau erlöst auf stillen Bahnen:
Wie ich dein Leben mich gelassen,
Nach Du erkennst der Erken Bahnen
Mit jederdecker Liebe Spuren.

Ein Auen ihrer letzten Drei
Rath' Du, wo immer es auch lie,
Wohlthät' ist im Gewinne,
Durch lautes Säulen Lied und stille
Wird Dir oft klar der Erken Wille
Und dankend rühmt Du ihre Güte.
Das Ganze wach zu bewahren,
Niem, ungenut, Dich mit Gelassen
Verweilen in der Schicksalsmühle!
Ein höchst Gut, leicht zu verlieren
Wird's Dich im stamm' zum Siege führen,
Wenn Deine Rath' laut' auf das Rechte.

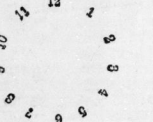
Sonettum.

(Sveitilich.)
Von W. S. in Halle.

Es ist wie einmal meine Zeit,
Doch Alles ferne mir, was gilt;
Doch man als „angelehrt“ mich kann heißen,
Doch, das sogar als „groß“ ich nur kann heißen
So in des Landmanns Hülfe her Hand
Wird rühmt' geacht und gewandt,
Wird man gewiß nicht ungenut am Ende hören,
Und löst' ich jezt einmal den Schimmer können.
Oh weiß' sogar, das man mich ernt,
Wenn man von weitem mich nicht hört,
Für des Mannes fern, kein Böses,
Ist noch ganz unbetenketter Welter wehren.

Kreuzräthsel.

Von W. S. in Halle.



Erleht man die Zahlen des Kreuzes durch die entsprechenden Buchstaben,
so ist:

Table with 2 columns: Numbers (1-12) and German words corresponding to the crossword grid.

Ausföhrungen folgen in nächster Nummer.

Ausföhrungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charade: I. Heilmarschall. - II. Heilsgut.
Der Haupträthsel: Schwanz.
Der Sonettum:

Table with 3 columns: I, II, III and corresponding words for the sonnet.

Dank und Verlag von Otto Engel in Halle a. S. E.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 39.

Halle a. d. S., Sonntag 25. September.

1887.

Inhalt: Nach Brasilien. Reiseerinnerungen eines Krises. II. Sifabon. - Reiseerinnerungen eines Krises. - Von Dr. Fr. Br. II.
Zusatz: Nach Brasilien. Reiseerinnerungen eines Krises. II. Sifabon. - Reiseerinnerungen eines Krises. - Von Dr. Fr. Br. II.
Zusatz: Nach Brasilien. Reiseerinnerungen eines Krises. II. Sifabon. - Reiseerinnerungen eines Krises. - Von Dr. Fr. Br. II.

Nach Brasilien.

Reiseerinnerungen eines Krises. - Von Dr. Fr. Br. II.

Nach sechstägiger Fahrt erreichten wir Portugal und fuhren in
der Morgenfrühe den Rio hinauf nach Sifabon. Auf dieser
unteren Fahrt eine Weile lang Strecke ist der Fluß schmal,
tobad wir das frische Maigrün seiner Ufer dicht zur Seite
hatten. Ein fröhlicher und überreicher Anblick nach trüben
Wintertagen und nach stürmischer Meerfahrt! Die Ufer
steigen hügelig an und sind überfüllt mit schwarzeren Baum-
gruppen und weissen feinstem Gebäuden; nur an wenigen
Stellen tritt matter Feld gutage. Weiter oben verbreitert sich
der Fluß zu einem See, der so groß ist, daß man mit un-
bewaffnetem Auge nur noch jedoch die gegenüberliegenden Ufer
erkennen kann. Dieses Seeboden bildet den natürlichen Hafen
von Sifabon. Geht man von dem Ufer des Meeres ist es
groß genug, um den Hellen der ganzen Welt ein Unterkommen
zu gewähren. Die Flaggen aller Nationen sind hier vertreten.
Wären unter dem verankerten Schiffen hat sich die Schiffahrt
einen Reichthum gefest. Die Wäste eines verunkelten fran-
zösischen Dampfers war der Tiefe hervor. Die „Villa
de Vittoria“ war zur Abreise gewöhnt und mit vielen Passagieren
besetzt, da sich infolge eines Sturmes der weiter oben vor
Anker liegende englische Kriegsdampfer „Gulian“ von der
Anker, rannte vom Stromlauf fortgeritten mit seiner Klamm
gegen die Weisheit des Dampfers und brachte ihn sofort zum
Senken. Wegen sechzig der verunglückten Passagiere sind
inszwischen geborgen, allerdings nur um auf dem Lande befristet
zu werden. - Unsere Zeit host die Romanistik. Sie duldet
hinieren nur an wertvollsten Orten, Künieren von Burgen
und Klöstern. Naltig bestreift sie die Trümmer, welche der
Lebter auf seinen Hauptstraßen hinterläßt. Die „Villa
de Vittoria“ sank am Tage vor Weihnachten. Als wir auf
der Rückfahrt Sifabon berührten, lagen drei Dampfer einer

Hamburger Bergesgesellschaft am Seiten des gesunkenen
Schiffes und trafen die letzten Vorbereitungen, dasselbe zu
heben. Deutsche Dampfer im portugiesischen Hafen ein fran-
zösisches Schiff bergeht! Man sollte den Vorgang durch eine
Denkmünze verewigen.
Gleichsam als wolle man mir die Gefahren des Semanns-
lebens noch einbringlicher vor Augen führen, werde ich in
diesen Augenblicke durch Feuerlärm im Schreiben unterbrochen.
Wir einer für die Berchältnisse des festen Landes unterbrochen
Geschwindigkeit ist jeder Schiffsangetriebe auf dem ihm beim
Beginne der Fahrt zugewiesenen Posten und die Schiff-
maschine wirkt aus den Feuerklüngen hohe Wasserstrahlen.
Aber schon folgt das weitere Signal: Rettungsboote in See.
Im Handumdrehen sind die vier Boote flott gemacht. Glük-
licherweise haben wir es nicht nötig, sie zu besteigen. Der ganze
Alarm bezogte nur, jedermann für den Fall der Noth mit
seiner Aufgabe vertraut zu machen. Es ist eine Übung, die
auf keiner größeren Fahrt unterlassen wird.
Dort wo der untere Rio sich zum Seeboden erwehert, liegt
unterseits, also am nördlichen Ufer, Sifabon. Die Stadt
bedeckt in Halbkreisform und in der Ausdehnung einer deutschen
Quadratmeile ein Hügelland, dessen einzelne abgerundete Hügel
sich kontinuierlich hinter einander schließen. Bei dieser über-
flutheten Lage der Stadt ist gleich der erste Anblick vom
Hafen aus ein unmissbarer. Ein wahres Hüfnermeer liegt vor
uns. Die Straßen schließen sich in den Tiefenklüngen eng
aneinander, sie steigen von grünenden Gärten unterbrochen an
den Hügel empor, deren Gipfel Kirchen, Schläfer und bunte
Haine krönen. Es bieten diese dem Auge genügend Ruhe-
punkte, um das gewaltige Stadtbild künstlerisch gegliedert
erkennen zu lassen. Es findet einen würdigen Abgleich durch
die im Hintergrunde steil und mit gezacktem Stamme aufragende
Sierra da Cintra. Bei der Einfahrt fällt uns ein frohen-

Mannichfaltiges.

Katonisch.

Aus Annykura von A. Balabanis,
Athen, 1887. Aus Deutsche übertragen von Prof. Dr. Flug.
Wolfs-Rampfad.

Wenn es für unabweislich annehmen wird, daß es auf der
ganzen Welt kein Heil gibt, das zu seinen übrigen Vorfürzen
nicht auch der Schwachheit zähle, so trifft dies doch bei
dem andern Geschlechte nicht zu, wie das Beispiel des berühmten
Arztes Dr. D. beweist.

Der Dr. D. ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, hoch von
Wuchs, schön gebaut, mit einnehmendem Gesicht und lödlichem
Naar. Obwohl noch jung und unermüdet, hat er doch eine große
Kraus und einen weichen verwehten, solchen Ruf. Aber etwas
hat er, was den meisten seiner Patienten unangenehm ist: er ist
über die Maßzen kurz und seine Redeweise der richtige Katonisch.

Nachdem er abgewandert ist er gegen diejenigen seiner Patienten,
welche bei der Schwärzung ihrer Beschwerden unnothige Weisens-
arten gegen ihn gebrauchen.

Trotzdem hat ihm dies nicht nur nicht gekühdet, sondern, wenn
Sie wollen, eher noch genügt, weil gar mancher gerade wegen
dieser Eigenschaft ihn anruft, und zwar mit Recht, da er ja doch
eumal zu den besten Meztgen gehört.

Die schöne zwanzigjährige Dame K., seit zwei Jahren Wittwe
und demgemäß nach einem Erbschaftsname des Seligen sich umhügend,
hatte den Wechsel geacht, den Dr. D. in ihren Flehen zu fangen.
Da sie von häufiger Maginäre geplagt war, nahm sie ihre Zuflucht
zum Dr. D., auf daß er sie davon befreie. Sie kannte die Eigen-
art des Doktors, sich langsam anzuknüpfen und somit unterließ sie
es nicht, auch überseits sich möglichst kurz zu fassen.
Es ist zwar ihr nachmittags - bis vier Uhr die für den Haus-
besuch bestimmteprechstunde. Der Doktor ist in seinem
Empfangszimmer am Schreibtische und durchflütert ein neues
medizinisches Werk.

In diesem Augenblicke tritt der Diener herein:
„Eine Dame!“ sagt er.

Nach einigen Sekunden tritt die angemeldete Dame ein, die
unwäre Wittwe K. ist.

Der Arzt bedeutet ihr, sich zu setzen, was sie auch thut. Sie
ist mit äußerstem Gleichmuth gekleidet, so weit die schwarze Ge-
webung einer Wittve es nur zuläßt, die ihr nebenbei aus-
nehmend wohl anliegt.

Was haben Sie?“ fragt der Doktor.

„Schmerzen.“
„Wo?“
„Hier!“

„Wo?“
„Hier?“



artiges Gebäude auf, dessen ungeheurer lange Front sich dicht am Wasser entlang zieht. Es ist dies das Kloster von Belem, in kauldier Beziehung ein Ding ohne Gleichen. Die verschiedensten Stilarten vermischen sich zu einem unklaren Ganzen. Romanischer und gotischer Stil vermischt sich die Hand, beide verdeckt durch maurische Stilart. Dieses Durcheinander von Formen soll insofern einer einheitlichen Auffassung nicht entbehren und den Sachleuten als portugiesische Renaissance bekannt sein. Der mittlere Teil des Klosters liegt in Schutt und Trümmer, eine Folge des Erdbebens von 1755, welches die ganze blühende Stadt bis auf spärliche Reste vernichtete. Die Arbeit vieler Jahrzehnte vermochte nicht ganz die Spuren zu tilgen, welche jener eine Unglücksstunde dem Lande hinterließ. Noch höher man hin und wieder zwischen den Häusern der Vorhöfe auf kleine Trümmerstätten und erblickt auf die Frage nach ihrer Entstehung die fast stets gleichlautende Antwort: Sie wissen doch, das Erdbeben! Diese kleinen Ruinen veranschaulichen mehr und mehr. Nur in den Trümmern des Klosters zu Belem hat sich das Erdbeben von 1755 wohl für alle Zeiten ein lebendiges Denkmal gesetzt.

Die „Palparaiso“ geht etwa zehn Minuten von der Stadt entfernt vor Anker, gegenüber dem dicht an der See gelegenen und mit dieser durch eine Freitreppe verbundenen Praça do Commercio. Der Platz ist einer der schönsten und größten von Lissabon. Offentliche Gebäude umgeben ihn, nur landeinwärts durch einen Kubmesbogen unterbrochen, durch den sich eine Reihe der glänzendsten Straßen gegen das Meer hin öffnet.

Vorher wir das Land betreten, erfolgen jene Formidabilitäten, die im fremden Hafen den Reisenden durch ihre Weitsichtigkeit auf die Fester spannen. Gesundheitsbehörde, Hafenpolizei und Steuerbeamte machen sich auf dem Schiff breit und an Bord wimmelt es von den verschiedensten Uniformen, deren Träger es an köstlichen Bewegungen und an Wichtigkeitsfeier nicht fehlen lassen. Namentlich eine Tabakvisitation-Kommission macht sich bemerklich. Sämtliche Personen an Bord, vom Kapitän bis zum Küchenjungen herab, müssen ihr gesammtes Rauchmaterial für den einen Tag unseres Aufenthalts unter Verschluß geben. Nur so viel wird jedem zur Verfügung gestellt als er für den Augenblick braucht. Das ist eine Folge des vor einiger Zeit eingeführten Tabakmonopols, durch welches der Eingangssteuern auf eine Höhe geschraubt ist, die dem Wert der Fabrikate annähernd gleichkommt. Die Cigarren im Lande sind theurer und schlechter; die Straßen für Steuerumgehung sind sehr hoch und man munkelt, daß vor kurzem ein sehr hochgehaltener deutscher Prinz 25,000 M. an Strafgeldern hätte zahlen müssen. Die etwas sonderbare Art wie das Geld durch welches das Monopol eingeführt wurde, nach Aufhebung der Cortes zur Annahme gelangte, werden im Interesse des Lesers bekannt sein, ebenso die unangehörigen Spekulationen, welche in den letzten Wochen vor der Einführung unternommen wurden. Die unterlegene Partei der Heinen Republikanten setzt übrigens noch heute alle Hebel in Bewegung, um ihr Recht zu erlangen, d. h. um den ihr für den Fall des Scheiterns zuallenden Gewinn einzukünften. In den Straßen der Stadt hat man bei meinem Vorstehen ein Flugblatt aus: Revolução do

Porto betitelt. Die Revolution in Oporto soll von den dortigen zahlreichen Cigarrenmachern ausgehen, ist aber, wie mir Sachverständige versichern, nichts weiter als eine Entfaltung der unterlegenen Partei und ein Kampfmittel, um Stimmung gegen das bestehende Tabakmonopol zu machen. Der erste Schritt an das Land brachte mir eine kleine Enttäuschung. Ich hatte mir beim belästigten Schaulust des Schiffes den Augenblick besonders schön gedacht, in dem ich zum erstenmale wieder festen Grund und Boden unter den Füßen fühlen würde. Während ich jedoch durch Gewöhnung gelernt hatte, an Bord sicher zu stehen und zu gehen, war es mir nun umgekehrt, als schwankten die Straßen unter mir auf und ab, und ich taumelte anfangs am Lande ebenso, wie während des ersten Seeganges an Bord.

Lissabon prangt im schönsten Gewande. Bis vor kurzem herrschte winterliche Kälte, Sturm und Regen. Heute läßt die Frühlingssonne warm auf das Land herab. Der südländische Sommer kommt unvermittelt als der nordische. Da giebt es kein langes Hin- und Herbewandern zwischen Winterfroste und Sommerhitze. Der Frühling kommt und steigt. Eben noch lagte man über die endlose Kälte des Winters, der, wenn er einmal ranke Seiten heranschiebt, nirgends härter empfunden wird, als gerade in den südlich gelegenen wärmeren Ländern. Gleich darauf folgen Tage, wie wir sie nur im Juni kennen. An den tiefer gelegenen Straßen der Stadt brennt die Sonne mit verhängender Gluth; ängstlich sucht man die Schattenseite der Häuser auf. Aber die Höhen beherzigen sich warmer und doch föhlich frischer Aufzug.

Der schöne Tag mag die Schuld tragen, aber ich kann Lissabon nicht, wie es so oft geschieht, eine unaufrichtiger Reiz nehmen. Im Gegentheil, ich fand sie freundlicher und teurer als manche Hauptstadt des Nordens. Einige neuere Straßen, seit dem Erdbeben entstanden, sind großartig angelegt. Die Avenida da Liberdade erstreckt sich vom Hafenportal in gerader Richtung durch die ganze Breite der Stadt bis zu den Höfen hinauf, die sie im Norden begrenzen. Sie trägt neben mehrfachen Baumreihen in ununterbrochener Folge eine doppelte Reihe von Wasserbetten, Strazbänken und Springbrunnen, mit frisch grünenden Wasserpflanzen geschmückt und von sorgsam gepflegten Anlagen umhüllt.

Die Häuser von Lissabon sind aus Stein erbaut. In ebener Erde öffnen sich gewölbte Räume frei nach der Straße hin. Sie dienen als Läden und Waarenlager, vielfach auch dem Handwerker als Arbeitsraum, und man kann die Tischler, Schneider, Schuster und Köcher von der Straße aus bei der Arbeit und in einem großen Theile ihres Familienlebens beobachten.

Die oberen Stockwerke sind anstelle der Fenster fast durchweg mit Glasthüren und Balkons versehen. Die Gitter der letzteren meist edel gefertigt und oft von schöner und reicher Arbeit. Eine Eigentümlichkeit besitzt Lissabon, die sich meines Wissens abgesehen von portugiesischen Kolonialorten in keiner anderen Stadt wiederfindet. Die Straßenseite der Häuser steigt nämlich anstelle des Anpuges mit gloriösen Regeln besetzt zu sein, ähnlich wie man es im Innern holländischer und freistädter

„Ja.“
„Doktor?“
„Nicht.“
„Nichts?“
„Nichts!“
„Werb“ hessen,“ sagte lächelnd der Doktor. Und sehr erfreut darüber, daß er zum erstenmale eine so wortreiche Sprache gefunden, ergreift er sie, setzt ihr die Krankeit auseinander und beschreibt ihr etwas.
„Zwei Köffel,“ sagt er dann zu Frau K., für das Rezept übergebend.
„Oh?“
„Täglich.“
„Zwischenkommen?“
„Ja.“
„Wann?“
„Woch?“
Frau K. erhob sich schnell, grüßte kurz und trat ab. Der Doktor begleitete sie bis zur Treppe, zum großen Staunen des Bedienten, der zu etwas ganz gegen die Gewohnheiten seines Herrn Geschickendes zum erstenmale sah.

Nach Verlauf einer Woche erscheint Madame K. wieder bei dem Doktor.

„Nun?“ fragt dieser.
„Nur.“
„Ganz?“
„Ja.“
„Kreuz mich!“
Madame K. legt ein kleines Portemonnaie auf den Tisch, in welchem einiges Papiergeld war, als Gegenleistung für die Besuche und die Heilung.
„Nun!“ sprach lebhaft der Doktor, der Dame entgegen tretend.
„Wieso?“
„Gern gefahren.“
„Aber...“
„Bitte...“
„Sei’s,“ erwiderte die Dame, grüßte freundlich und ging ab.
Aber schon nach wenigen Tagen, die sie sich ihres Gedrucktes auf den Doktor wohl bewußt war, wieder in der Sprechstunde.
„Schmerzen?“ fragte sie.
„Wo?“
„Hier!“ (zeigt auf Herz).
„Unten?“
„Aber...“ sagte stammend der Arzt, der nicht begreift „Azwei, Sie!“

ein Düngerzusatz an schwefelsaurer Kaliummaggestia mit geringem Chlorgehalt empfohlen. Ebenso empfiehlt sich als vorzügliche Düngung eine Mischung von Moorboden und Holzsaft, und zwar 1 1/2 Gr. Holzsaft auf 100 Gr. feuchten Moorboden.

Nächst der richtigen Düngung hat sich die Aufmerksamkeit des Pflanzers auf das rechtzeitige Ernten des Tabaks zu wenden, was nach den genannten Unterweisungen für die unteren Blätter am 3. Tage,
= mittlern = = 70.
= obern = = 75.

geschehen muß. Bei der gegenwärtigen Erdweise beachtet man es gar nicht, daß die unteren, mittleren und oberen Blätter je in verschiedenen Perioden zur Reife kommen und dementsprechend geerntet werden müssen. Man heisst sämtliche Blätter meistens erst am 90. Tage ein, was zur Folge hat, daß die unteren und mittleren Blätter überreif werden und auch zum Theil zugrunde gehen. Im Holland und in der Gegend von Genua werden zuerst die unteren, später die mittleren und zuletzt die oberen Blätter erntet, und erzielen die Pflanzler damit einen um 10–15 M. pro Gr. höheren Preis als vor.

Eine weitere Verbesserung, welche wir von Hollandern ableiten können, ist das Schöpfen der Tabakstängel vor dem Aufhängen in den Trockenkammern. Der Pflanzler beobachtet, daß gelochte Stängel nach dem 40. Tage nur 27 Proz. Feuchtigkeit enthalten, während nichtgelochte noch 32 Proz. hatten; auch gute Farbe und größere Elastizität des Blattes, sowie Veränderung von Schimmel sind die günstigen Resultate des Schöpfens der Stängel. Ein weiteres Erforderniß, einen guten Tabak zu erzielen, und hat sich bei Beobachtung nach dieser Richtung gezeigt, daß fleißig gehackter Boden mit weniger Wasser vermischt, als schlecht bearbeiteter. Ein halber Wagon nicht gehacktes Feldes verdunstet in 3 Tagen 400 Gr. Wasser, während gehackter Boden im gleichen Zeitraum nur 180 Gr. verlor.

Es wird weiter einer Reihe anderer Verbesserungen Erwähnung gethan, wie guter Samen, gute Trockenräume u. Die Zollfrage betreffend, hält Referent die inländische Tabaksteuer, welche gegenwärtig 18 M. pro Gr. das ist 1/4 vom Durchschnittswert, der für inländischen Tabak bezahlt wird, beträchtlich einer weiteren Erhöhung nicht fähig, ohne den Tabakbau zu ruinieren; es wäre dem Tabak zu rathen, daß er für eine längere Reihe von Jahren von neuem Steuerprojekten verschont bleibe, indem man erst jetzt nach Verlauf einer Reihe von Jahren die nachtheiligen Folgen der letzten Steuererhöhung zu vermeiden anfängt. Zur Begründung seiner Ansicht führt Referent an, daß die vergleichende Statistik des Tabakconsums der Jahre 1871/1879 mit den Jahren 1879/1886 (nach der Steuererhöhung) eine Verminderung des Tabakconsums um 90,000 Gr. pro Jahr oder 6 Proz. des Gesamtconsums aufweist. Lebend wird noch der Unterfertigung vonseiten der badiischen Regierung, speziell des Herrn Ministerialrath Buchenberger und Herrn Hofrath Dr. Kehler erwähnt, welche sich der Verbesserung des Tabakbaues durch Anstellung guter Ernteprodukte und durch Vorträge annehmen, und prius Vererent die Hoffnung aus, daß die Deutsche Landwirthschafts-Gesellschaft sich diesen Bestrebungen anschließen und sein Vortrag der Verbesserung des Tabakbaues neue Freunde zuführen möge.

Schnüffelkrankheit der Schweine.
Diese Krankheit, von der namentlich jüngere Thiere befallen werden, wird zuerst meist nicht so scharf genommen, wie sie ist, und es wird oft versucht, sie zu heilen. Damit wird aber nur Geld verschwendet, denn die Erkrankungen, die man als Schnüffelkrankheit bezeichnet, sind nicht heilbar. Die Schnüffelkrankheit zeigt sich bekanntlich durch ein erwidertes Athmen an, die Luft wird nur mit Anstrengung und mit Geräusch durch die Athmungswege einströmen und ausströmen. Dadurch tritt häufig ein wässriger oder schleimiger Ausfluß aus der Nase ein, die Nase und die umliegenden Gesichtspuncten schwellen an, und die Freyhuth der Thiere schwindet. Die Ursachen der Schnüffelkrankheit beruhen meist auf Lufteinhalfe. Der Verlauf der Krankheit ist munter ein sehr schneller, der Tod tritt nach wenigen Tagen durch Lungenblähung ein, oder die Krankheit wird chronisch. Zur Verhütung ist die auch in letzterem Falle durch den Ausfluß aus den Nasen der erkrankten Schweine ist nur zu rathen, alle Schlammverunreinigungen zu unterlassen und das Thier möglichst schnell zu schlachten.

Verfütterung der Eichen.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Eichen ein gutes Schweinefutter abgeben, weniger verbreitet ist insofern die Kenntniss, daß sie auch an das übrige Vieh unter gewissen Verhältnissen mit Vortheil zu verfüttern sind. Besonders sind sie zur Sommerzeit zu verwenden. Zu dem Zwecke läßt man die Eichen an der Luft leicht austrocknen und verabreicht sie dann bis zu Mengen von höchstens ein Pfund pro Tag und Kopf und möglichst in kleinen Portionen, da die Sammel die Eichen sehr gering freisen und bei größeren Mengen sich dann leicht Verdauungsstörungen zuziehen. Da indeß die Eichen ein ziemlich stickstoffreiches Futter sind, thut man gut, daneben ein stickstoffreiches Futter zu geben, dazu eignen sich bei Hammeln Dulsehen, namentlich Kotschwämmchen oder auch Vohnenschrot, bei Schweinen giebt man Schrot von beliebigen Säulenfrüchten. K.

Lohnbarkeit der Bäume.

Diese Lohnbarkeit, die in einer Befestigung der alten Rinde zu einem lohnbaren Futter besteht, welches Moosen, Flechten und anderen Schmarotzern einen willkommenen Boden für die Ansiedlung bietet, ist theils eine Folge der Vernachlässigung der Bäume, theils aber auch ein Zeichen, daß der Baum alt und krank ist. Ist letzteres der Fall, so wird nichts helfen, der Baum geht zugrunde. Die jüngeren Stämme ist eine sorgfältige Reinigung des Stammes vorzunehmen. Denn den Anlaß zur Lohnbarkeit bilden dann gewöhnlich die alten, nicht abgeworfenen Borke und von diesen sind die Stämme zu befreien. Das kann mittelst des gewöhnlichen Baumtragers geschehen, da insofern bei der Anwendung dieses Werkzeuges Beschädigungen der jüngeren Rinde nicht ausgeschlossen sind, ist die Verwendung einer Baumbürste, d. h. einer aus Stahldraht hergestellten Bürste mehr zu empfehlen. Damit ist die Rinde sicher und leicht zu reinigen und somit die Ursache der Lohnbarkeit zu beseitigen. w.

Instrument zur Verhütung der Herbstseuche.

Knaus in Mündelheim hat sich ein Instrument zum Entfernen von Kollen und Zwiebelgemächten aus dem Erdboden, insbesondere zum Ausrotten der Herbstseuche patentiren lassen. Das Instrument besteht aus zwei halbrunden Stahlblechen und einem Stahlconus, welcher das Öffnen und Schließen des Instrumentes bewerkstelligt. Die Handhabung des Instrumentes ist (nach Angabe des Verfertigers) sehr einfach. Durch das Einbringen in den Boden, was mittels zweier Holzgabeln durch Händedruck bewerkstelligt wird, geht dieselbe auseinander und durch das Anziehen auf gleiche Weise löst sie sich von selbst. Prof. Lehner in Weihenstephan hat das Instrument gepreßt und spricht sich über die Leistungsfähigkeit desselben sehr lobend aus. Dasselbe ist zu beziehen durch A. Ruybaum in Mündelheim (Baiern) und kostet 12 M. das Stück.

Vertilgung von Schwärmer.

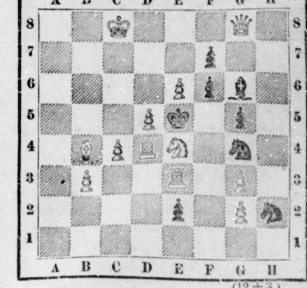
Diese Insekten, welche bekanntlich den Reifenschnitten sehr gern einen Besuch abstatten und die Samenernte vernichten, kann man, wie Dr. Seyler in der „Landwirthschaftlichen Welt“ mittheilt, leicht mit Kümmelkraut oder Kümmelstrob einfangen, welches man in Bündeln an die Reifenschnitte u. befestigt. Die Schwärmer halten sich gern darin auf. Man nimmt die Bündelchen täglich ab und klopft sie über einer Kiste u. aus.

Sachh.

Verarbeitet von E. Schallopp. Aufgabe Nr. 257.

Von Ernst Krieger in München.

Aus dem Problemtarax des Deutschen Schachbundes.



Reiß zieht an und legt im 3. Zuge matt. (12+3.)



würden, ihr Del von den „Berg-Offizianten, die solchen an-schaffen, zu nehmen, oder auch Etage deshalb geben müssen und was dergleichen Chicanen der Berg-Ämt-Offizianten mehr sind.“ Friedrich trug dem Militär-Deputierten insofern am 4. Dez. 1781 auf, „sämmliche Beschwerden dieser Leute näher zu untersuchen und solchen nach der Billigkeit abzuhelfen, denen Berg-Offizianten auch darinn Einhalt zu thun, daß sie die Leute nicht so drücken, denn — so sagt er hinzu — „ihre Lösung müssen sie doch zur gehörigen Zeit und richtig kriegen, und warum wollen sie die Leute zwingen, beständig die Uniform auch außer dem Dienst zu tragen, warum wollen sie auch die Leute verwehren, ihren Del sich selbst nach ihrer Convenienz zu schaffen; das ist ja alles nur nichts: Ihr werdet also das näher nachsehen und die Leute zufriednen zu stellen suchen, daß ihren Klagen abgeholfen wird.“ — Auch nach anderer Richtung hin wurde der Rothenburger Knappschaft die Güte des Landes-herrn zuteil. Um derselben die Lebenshaltung in theurerer Zeit zu erleichtern, ließ der König, wie nachher auch dessen Nachkommen, wiederholt Roggen und Wehl zu ermäßigtem Preise aus den Militär-Magazinen veranlassen.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. (1786—1797) ging der Kupferbergbau in Burgörner, im Gerstedeck und im Dreiwitzer Revier um. Zu dem letztgenannten Revier wurde der Todthügler Stollen nach O. getrieben, 1796 aber eingestellt. Da die vorhandenen Bauseisen in sämmtlichen Revieren zur Reize gingen, war man schon im Jahre 1784 im Todthügler Revier zu einer neuen Tiefbauanlage mit dem Kupfschacht „Anton“ geschnitten, die bis 1811 in Förderung verblieb. Auch das Raundorfer Revier wurde in den 1790er Jahren wieder aufgenommen, um die Felder essen in größerer Tiefe aufzuschließen. Zu diesem Zwecke wurde 1795 der Heinitzstollen unterhalb Gönshölg a. d. S. angelegt und in schwebendsten Betrieb genommen. Unter Friedrich Wilhelm II. hob sich die Kupferproduktion des Werks auf 5000 Ctr. in 1787, 5404 Ctr. in 1794 und 5573 Ctr. in 1796; sie erreichte in diesem Jahre eine Höhe, wie sie nachher niemals, und auch in dem günstigen Jahre 1802 nur annähernd (5534½ Ctr.) erzielt worden ist.

Auch unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. blieben die Anstrengungen der Bergbehörden, die eine weitere

Hebung des Werkes bezweckten, ohne Erfolg. Zwar stieg bei Kupferproduktion während der Jahre 1798 bis einschließlich 1805 auf ein jährliches Durchschnittsquantum von 5058 Ctr. (gegen 4691 Ctr. für 1787—1797), in dessen der Ueberertrag sonst von 1801/2 an auffällig. Während der ökonomieplanmäßige Ueberertrag vordem jährlich 11,502 Tbr. betragen hatte, wurden im Etatsjahre 1802/3 nur noch 1002 Tbr. erzielt, und als das Unglücksjahr 1806 über unsrer Vaterland hereinbrach, fand auch die Produktion dergestalt, daß bis 1809 im ganzen nur 13,239, d. i. im Jahresdurchschnitt 3310 Ctr. Kupfer aus dem Betriebe erfolgte. Die königlich weisliche Regierung, welche nach dem Tilsiter Frieden (1807) die Rothenburger-Friedens-burgischen Berg- und Hüttenwerke auf Staatskosten betreiben ließ, verkaufte letztere, ihres fortwährend geringfügigen Ertrages halber, im Jahre 1810 an die Mansfeld-Cisleben-Hettstedtischen Gewerkschaften, es geschah also das Gegenteil von dem, was Friedrich der Große vor einem Menschenalter noch erstrebt hatte. Bald darauf gelangte ein Theil der bisher betriebenen Rothenburgischen Reviere zum Verkauf, der andere Theil wurde in Fristen gelegt. Am längsten hielt sich der Betrieb im Raundorfer Revier. 1817 zwar eingestellt, wurde er 1832 zur Unterjochung des Bohlinger Fließes zwar wieder aufgenommen, 1848 aber, nachdem der Zweck erreicht worden war, wieder eingestellt.

Im Jahre 1823 hat man auch die Rothenburger Hütte als Hütthütte abgeworfen und nur noch ein Kupferhammer- und Walzwerk dorthin verlegt.

Der ehemalige Gang des Hüttenortes Rothenburg ist längst dahin. Zwar brechen dort noch Steine und wächst dort noch Roggen, aber der frühere Wohlstand ist mit dem Verliegen einer Jahrhunderte alten Nahrungsquelle wesentlich gemindert. Der Rothenburger Bergbau jedoch wird als ein rühmliches Andenken an bergmännischen Unternehmungsgestalt lebendig bleiben in der Geschichte des preussischen Bergbaues. Ob die Hoffnung, welche Heinitz kurz vor dem Ableben des großen Friedrich so zuversichtlich aussprach: „Hier (bei Gollwitz) werden sich hoffentlich unsere Nachkommen hinlegen, wenn die übrigen Reviere ausgebaut sein werden“, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen wohl jemals in Erfüllung gehen wird?“ S. S. 64.

Bauernhäuser sieht und wie es neuerdings auch bei uns in eleganteren Kreisen geschieht. Auf welchem Grunde sind die Kacheln farbig gemalt, meist in Blau, Grün oder Braun, und die Gesamtanordnung ist, namentlich wenn sich uns auf einem der vielen Aussichtspunkte ganze Straßenscenen in dieser Ausstattung überblicklich darbieten, eine äußerst glückliche.

Nur wenige Straßen in der Nähe des Hafens verlaufen eben. Weist geht es bergauf und bergab. Mit verneigten Häuserreihen von Strebemauern getragen. Wo zwischen dem Mauerwerk ein Stückchen Erde frei bleibt, ragen die dunklen Laubmassen eines Gartens hervor. Blühende Kamelienszweige, Drangen im Schmuck der gelblichen Früchte, die Kronen großer und durch keinen Schnitt verflümmelter Lorbeer-bäume.

Auf einigen der Höhen in der Stadt fand ich öffentliche Plätze mit wohlgepflegten Blumengärten. Hier konnte man den südlichen Frühling studiren. Die Anlagen sind mit Bäumen besetzt, die jetzt meist noch unbelaubt, später durch ihren Schatten die zarten Weepflanzen vor der glühenden Sonne beschützen. Aber welche Ueberertragungen boten mir diese Pflanzenkolonien! Der süßliche Himmel kennt kaum einen Blumenkalender, der bei uns jede Pflanze an eine bestimmte Blüthezeit bindet und der uns den März mit Schneeglocken und Crocus, den April mit Veilchen und den Juni mit Rosen schmückt. Die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne rufen mit einem Schlage die gesammte zarte Pflanzenwelt zum Leben und so blühen vor meinen Augen unmittelbar nebeneinander Primeln, Veilchen, Spiranen, Tulpen, Hyacinthen, Stockrosen, Goldlack, Neokleyen und andere Vertreter unserer heimathlichen Frühlings-, Sommer- und Herbstflora. Die Centauree schickt sich an, ihre vollen Knospen zu öffnen und aus den Bäumen hängen ganze Garben blühender Doreesen herab. Auch zahlreiche unserer Topfblumen blühen frei auf bemittelten Flecken Erde: Ayalien, Geranien, Cinerarien und Kamelien. Der Heliotrop steigt wie bei uns das Gaisblatt an den Bäumen hoch, die Stiefsie sind mit Blüthenbolben überjagt und senden weithin in die Straßen ihren süßlichen Duft.

Der Anstand, daß die Blüthenpracht plötzlich kommt und eben so schnell der zunehmenden Sonnengluth unterliegt, mag jedoch daran sein, daß die Portugiesen wenig Theilnahme an der Pflanzenwelt verrathen. Ich bin überzeugt, daß Halle mehr und schönere Blumenläden besitzt als Lissabon. Die wenigen Sträuße, die zum Verkauf geboten wurden, waren roh und geschmacklos. Es fehlte ganz die feine Durchgeistigung, welche aus einem schlichten Blumenstrauß ein Kunstwerk zu machen versteht. Die Holländer waren einst Meister in der Kunst, Blumen zu gruppiren. In Deutschland bricht sich erst neuerdings ein guter Geschmack auf diesem Felde Bahn. Wäre unsere Zeit mit ihr die bildende Kunst nicht von europäischen Interessen erfüllt, so hätten wir sicher bald ein Wiederleben der Blumenmalerei zu gewärtigen, welches uns die Arbeiten der de Heems, der Ruysch und eines v. Spynum erreichen und übertreffen ließe.

„Ja?“
 „Sie!“
 „Wieso?“
 (Bögernd) „Liebe . . .“
 „Wen?“
 „Sie!“
 „Wirklich?“
 „Gerathen?“ fragte zärtlich die liebende Frau.
 „Allo!“ — fuhr die schöne Witwe lebhaft fort.
 „Bestimmen“ erwiderte nach einiger Erkundung der Doktor.
 Madame K. zog sich sofort zurück.

„Am also?“ hürte ich die neugierige Leserin fragen, denn die Neugierde gehört ja auch zu den Vorzügen des weiblichen Geschlechtes — „was kam nun?“
 „Was sollte nun kommen? Obgleich der Herr Doktor keineswegs zu Liebesgeschichten neigte, diesmal war er doch in den Neben der schönen Witwe hängen geblieben, und so verabredete er sie, nachdem er auf seine Erkundigungen nur Gutes über sie gehört hatte. Und sie lebte sehr glücklich mit einander und haben wohl ein halbes Duzend lieblicher Kinderchen um sich, das immerhin noch zum Dutzend anwachsen kann.“
 Es bleibt aber noch die andere Frage offen: Hat das Geschlecht

Ein Baum mit rothfarbenen Schmetterlingsblüthen, der alle Straßen und Plätze zieret, war mir schon dem Schiffe aus aufgefallen. Er verliet der Teichlandzeit oft große Aehnlichkeit mit dem oberen Rheinthal zur Zeit der Mandelbaum- und Pfirsichblüthe. Ich hatte lange zu fragen, bis mir jemand seinen Namen, Leita, angeben konnte.

Neben den Blüten und wohl meist aus nordöstlichen Ländern eingeführten Hüttenpflanzen des Frühlings treten an weniger gepflegten Orten die ureigenen Gewächse des Landes gutane. Die äußeren Bezirke der Stadt sind weitläufig gebaut und der Ueberzang von ihnen zu der sündlichen Umgebung vollzieht sich allmählig. Zwischen die Gebäude, welche bald den hauptstädtlichen Platz verlieren und zu Steinbrühen herabfallen, drängen sich zahlreiche Gärten. Fast sämmtlich in einem für unsere Begriffe trostlosen Zustande. Rings die Mauer zerfallen; anstelle von Hecken oder an verlassen hängenden Wägen die Aloe und frühen nachliche Cactusarten ein kümmerliches Dasein. Ihre fleischigen misfarbenen Blätter sind viel-fach durch alte Wunden und Narben verunstaltet und so gleichen diese Bildung wenig ihren gutgepflegten Verwandten unserer Gewächshäuser. Den Baumbestand der Gärten bilden planlos verstreute Delbäume, unter denen üppiges Unkraut wuchert. Die Natur hat hier ohne Fünftlich geschrieben, und man verspürt den Wunsch einzugreifen, die Bäume in Reich und Glied zu rücken und Ordnung in die Verwahrlosung zu bringen.

Der von Fremden viel besuchte botanische Garten hat mich wenig erbaut. Er besitzt allerdings geschmackvoll zusammen-gestellte Gruppen von Palmen und andern immergrünen Bäumen und Sträuchern, scheint einen Hauptwertz indessen auf die Pflege nordischer Gewächse zu legen, und es verliert einen Naturreize nicht angenehm, die heimischen Palmen trotz des ihnen künstlich geschaffenen Schattens traurig und verflümmelt dahinstehen zu sehen. Die Palmen andererseits gelangen nicht zu jener freien Entfaltung, die das immerhin auch im kleinen schöne Gewächs unter den Tropen zum stolzen Vertreter der Baumwelt macht.

Dem Fremden werden in Lissabon die vielen Klagen auf-fallen. In den ärmeren Stadttheilen lungern sie überall auf den Straßen. Vor vielen Häusern macht sich eine glückliche Kagenmutter mit ihrem Nachwuchs breit. Daß den Thieren häufig Schwanz und Ohren abgeschnitten sind, trägt nicht eben zu ihrer Verschönerung bei. An den Ansichten unserer in gleicher Weise verflümmelten Affenputzlicher haben wir uns ja genügend gewöhnt, um ihn wenigstens erträglich zu finden. Die Klagen haben in Lissabon eine völkswirtschaftliche Bedeu-tung. Aehnlich wie die hertenlosen Hunde Konstantinopels vertilgen sie Speisereste, die man nachlässig auf die Straße wirft und die sonst die Luft verpesten würden.

Man verzeihe mir, daß ich von den Klagen auf die Frauen Lissabons zu sprechen komme. Schön sind die Portugiesinnen nicht, namentlich nicht im Vergleich zu ihren Nachbarinnen auf der Halbinsel. Die Gestalten meist mangelhaft und klein, dabei leicht zu einer die Grenze des Schönen überschreitenden Hülle neigend. Die Gesichter mit scharfen Zügen;

der beiden Gestalten nun auch fernerhin immerdar denselben satonischen Charakter beibehalten? Wir wissen nichts darauf zu erwidern; nur das Eine wissen wir, daß jeht, wo der Zweck der jugendlichen Witwe den geliebten Mann zu kapern, erreicht ist, sie ihrer Bunge in Verleth mit andern nimmer einen Jäger anlegt. Wie sie aber mit ihrem Manne spricht, wären wir bereitig von jemand anderem zu erfahren.

Literatur und Kunst.

* Heinrich Heine's sämtliche Werke. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig 1887. In der staltlichen Reihe der Heine-Ausgaben, welche uns das Jahr 1887 mit dem Erlöbigen des Campeschen Privat-legiums bedieuet, vertritt diese die höchsten Ansprüche zu erfüllen, wenn sie auch diese Bezeichnung auf dem Titel meidet und mit keinem überflüssigen gelehrten Ballast lastet. Herr Dr. Götter, der Bearbeiter dieser Heine-Ausgabe, ist ein geschulter Philolog und ein Literaturhistoriker von sicheem Takt und Geschmacf; das zeigt gleich die ganz vortreffliche Einleitung zum „Buch der Lieder“, die in sichtlichster Form alles Wissenswerthe — und nicht bloß Bekanntes! — über die Geschichte der Sammlung und ihrer einzelnen Bestandtheile bietet; das zeigen die Anmerkungen, die wirklich erläutern, und mehr als das, vielfach aufklären. Das

Land- und Hauswirthschaft.

Ueber Tabakskultur.

Auf der Generalversammlung der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft in Frankfurt a. M. hielt Hr. Hirschhorn-Wannheim einen sehr anregenden Vortrag über Tabakskultur. Nach den „Mittheilungen der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft“ leuchte er die Fremde der Tabakskultur darauf hin, daß dieselbe in Deutschland großer Verbesserung bedürftig und fähig ist.

Die Tabakproduktion in Deutschland beträgt im Durch-schnitt jährlich ca. 800,000 Ctr. und ist Referent der Ansicht, daß ein Mehrerlös von 5 M. pro Centner und somit eine 4,000,000 M. pro Jahr betragende Rente durch nicht allzu-schwierige Verbesserung der Kultur erzielt werden kann. Er zählt die Hindernisse auf, welche den Bestrebungen zur Ver-besserung des Tabakbaues bis jezt entgegenstanden und betont besonders den Umstand, daß dem Pflanze kein infolge un-rationalen Anbaues sehr mangelhaftes Produkt immer ab-genommen werde. Würde man ihm einfach seinen schlechten Tabak nicht abnehmen, so wäre dies für ihn die beste Lehre, künftig besseren Tabak zu bauen. Im letzten Jahre wurden dem Pflanze in Baden fünf gutbrennenden Tabak 30—35 M. pro Ctr. bezahlt, schlechtbrennender Tabak löste nur 14—20 M. pro Ctr. Ab. Aehnliche Preisunterschiede zwischen gut- und schlechtbrennendem Tabak bestehen auch in den anderen Gegenden Deutschlands.

Hieran schließt sich eine Erörterung der Ursachen, welche die Schuld an den schlechtbrennenden Tabaken tragen, und haben die Untersuchungen des Hofraths Dr. Meißler in Karls-ruhe zur Gewissheit erwiesen, daß einzig und allein ein zu großer Kalkgehalt an Oelzehr. Kalksalz in den Pflanzen den schlechten Brand bewirkt; eine Analyse hat gezeigt, daß schlechtbrennender Tabak je nachdem wieviel Kalksalz enthält als gutbrennender. Das

Kalksalz kommt durch die Verwendung von Stadwinger in die Tabaksfelder; jeder Mensch genießt ca. 20 Pfd. Kalksalz pro Jahr, welche fast sämmtlich in den Dünger übergehen.

Auch durch das Führen (Sauchen) der Tabaksfelder wird die Verbrennlichkeit des Tabaks beeinträchtigt und sollte der Fingel (Sauche) durch eine Mischung von 1½ Pfd. Super-phosphat in 100 Liter Wasser ersetzt werden, womit man in trockenen Jahren die Felder begießt. Die Verbrennlichkeit des Tabaks wird gefördert durch einen möglichst großen Gehalt an Kali; über den Kalkgehalt im Tabak hat Schloes-ing in Paris Untersuchungen angestellt, welche darthun, daß der Kalkgehalt in der Pflanze bis zu einem gewissen Zeitpunkt zunimmt, über welchen hinaus es wieder in den Boden zurücktritt; letzteres ist durch rechtzeitiges Ernten des Tabaks zu vermeiden.

Die Beobachtungen eines Ingenieurs der französischen Regierung stellen fest, daß die unteren Blätter der Pflanze am 53. die mittleren am 70. und die oberen am 74. Tage vom Ausfeigen ihren größten Gehalt an Kali besitzen; von da an geht der Gehalt an Kali rapid zurück, sobald am 100. Tage des Wachstums der Tabak genau nur denjenigen Gehalt an Kali besitzt, wie beim Auspflanzen, also:

- 23 Proz. beim Ausfeigen,
- 37 „ am 70. Tage und
- 27 „ „ 100. „

Gleichzeitig mit den Untersuchungen auf Kalkgehalt erging die Beobachtung des Niotingehaltes und zeigte solche, daß der Niotingehalt während des Wachstums der Pflanze fort-während steigt. Unter rauchbarer Tabak soll nicht mehr wie 3 Proz. Niotin enthalten; diesen Procentfuß erreicht die Pflanze zwischen dem 70. und 80. Tage vom Ausfeigen, also genau in derselben Zeit, in welcher der höchste Kalkgehalt vorhanden ist. Um den Gehalt an Kali zu vermindern, wird



Das Auge bald feurig bald schmachend, aber nur selten mit dem Ausbruch geistigen Lebens. Eine eigene Nationaltracht besteht nicht. Die pariser Mode herrscht und ihre Auswüchse überschreiten jedes Maß. Die Portugiesinnen reifen und altern früh. Allerlei ist die Kinder, und ihre vollen braun-angigen Gesichtern erinnern an die Engellöpfe der Madonnen-bilder Murillos.

Die Portugiesen empfehlen sich durch ihr Aeußeres noch weniger als ihre besseren Sitten. Was ich in Lissabon auf den Trottoirs und im Theater sah, waren meist internationale Boulevardgesichter ohne charakteristischen Ausbruch. Sie zeichnen sich nicht durch ein gewöhnliches und zuvorkommendes Benehmen aus. Grundtatsache ist mich nach irgend einer Straße oder nach einem Gebäude, so konnte ich darauf rechnen, daß der Angeredete mich bis zum Ziele begleite. Dieser Gefallen mir einige unwichtige Benehmen, die mit breitem Hülsputz und farbiger Schärpe kreispurzig auf ihren Hüften oder Mantelfalten lagen, die Hüfte in den schürfförmigen Steigbügeln völlig verdeckt. Mit Beischneidern und häßlichen Anzügen bearbeiteten sie ihre Heißtöpfe und galoppirten, wenn diese ihre Neigung erwiderten, unverdroffen bergauf und bergab.

Das Militär trägt eine der preussischen nicht unähnliche Uniform. Doch die Kente unter den Fideleibanden würden neben unsern Gardehütern wie Kinder erscheinen, allerdings nur in Bezug auf Größe und Gestalt, denn im übrigen verleiht ihnen die tiefbraune Gesichtsfarbe und ihr lebhaftes Auge ein recht kriegerisches Aussehen, während doch gerade unsere Pommeren und andere tüchtige Landstöße oft in ihren Weichen eine kühnliche Gutmüthigkeit und harterlose Herzensereifheit zur Schau tragen.

Zur Veranschauigung auf der Straße reichten die wenigen portugiesischen Breden aus, die ich mir in kurzer Frist angeeignet hatte. Es fehlte dabei allerdings nicht an heiteren Mißverständnissen. Wirthshäuser und namentlich Restaurants sind in Lissabon äußerst selten, das ganz der Nüchternheit der Bevölkerung entspricht. Erst nach längerem Suchen fand ich eins und besetzte mir, um ein neues Gericht kennen zu lernen, das einzige mit fremde Wort der Speisekarte: Batatas.

Weiber heißt das portugiesische Batata auf deutsch Kartoffel und so bekam ich nach langem Warten in Del gebratene Kartoffelscheiben, die an Wohlgeschmack und Nährwerth vor den heimischen nichts voraus hatten und sich nur durch einen sehr hohen Preis von ihnen unterscheiden. Am meisten ärgerte es mich, daß das englische potatoe mich nicht gleich auf die richtige Spur geleitet hatte.

Die gebildeten Portugiesen verstanden fast überall mein Französisch. Gewöhnlich oder redeten sie mich zunächst englisch an, da jeder Fremde mit blonden Haaren für einen Engländer gehalten wird. Die Besetzung der Engländer für Portugal und insbesondere für Lissabon ist bekannt. Es ist eine übertriebene Behauptung, daß der größte Theil des Handels und der Industrie des Landes durch englische Thakraft und mit englischem Gelde betrieben wird. Im Widerspruch hierzu fiel es mir auf, wie selten ich in Lissabon Engländern begegnete. Und doch muß die englische Kolonie eine trepfeiche sein, wenigstens soweit dies die Größe ihres Friedhofes bezeugen läßt.

Nichts giebt werthvollere Winke für das Verständnis einer Nation als ihre Art die Toeten zu bestatten und die Gräber zu pflegen. Ich habe in der Heimath und der Fremde viele bemerkenswerthe Friedhöfe gesehen und ihre guten und ihre unsicheren Eigenschaften gegen einander abgewogen. Nirgend fand ich eine würdigere Grabstätte wie die der Engländer in Lissabon. Schon vom Schiffe aus war mir ein Cypressengang auf einem der vorzüglichsten Hügel aufzufallen, dessen grüne Pyramiden die Häuser und Mauerwerk ringsum hoch überragten. Der Friedhof ist von einer hohen Mauer umgeben, der Eintritt bleibt der großen Menge verwehrt. Die mächtigen Baumreihen im ersten schwarzeinen Längsgangende schließen sich zu einem dichten Walde zusammen und gewöhnen den Graben Schatten und Kühle. Die Grabmäler schmücken, ohne Blumen, aber von Blattpflanzen in bezaubernder Frische überwunden. Das Ganze vornehm und in sich abgeschlossen, vielleicht ein wenig steif, dafür aber ohne kleinlichen Krampf, ohne Ziererei und Ueberladung, durchaus geiegen und trotz seines sterblichen Grustes belebt und amuthend.

Rothenburg an der Saale.

VII.

Um das Jahr 1781 waren für den Werkbetrieb folgende Gesichtspunkte maßgebend. Man erachtete das Kupfer vor allem für ein dem Militari unentbehrliches Metall. Das Werk sollte deswegen, außer dem allgemeinen Landbedarf, vorzugsweise die besonderen Bedürfnisse der Artillerie (für Kanonen und sonstige Armaturschüsse), sowie der Mäzge sicher stellen. Bei der Produktionsbestimmung war zugleich auf einen gewissen Kupfervorrath Rücksicht zu nehmen, damit man bei einem etwaigen außerordentlichen Bedarfe der Artillerie nicht gleich gezwungen wäre, den schäfflich-mansfeld'schen Werken in die Hände zu fallen. Die Produktionsfähigkeit war aber an und

für sich eine nur mäßige, weil die Förderung, welche sich allein auf das Feld links der Saale beschränkt, zum Theil aus sehr armen Schiefen bestand, die nur mit andern, besonders in Burgorner und in Tresewitzer Revier gewonnenen reichhaltigeren Schiefen zusammen verschmolzen werden konnten. Ein Hüder der dementsprechend gemischten Schiefen entfiel durchschnittlich 1/2 Ctr. Kupfer. Daraus ergab sich als Betriebsplan, daß die Kupferproduktion, wenn sie ausreißend sein sollte, jährlich höchstens zu 3500 Ctr. oder wenig mehr angenommen werden dürfe, weil man mit den Vorräthen der besseren Erze in den vorgenannten beiden Revieren hauss-

Buch wirt auf die Geschichte Anstalts vollständig neue Sclauslichter. Der Verfasser unterrichtet sich sehr vortheilhaft von anderen Autoren, die sich zwar bemühen fühlten über Anstalt zu schreiben, aber dazu keineswegs die nothwendige Kenntnis von Land und Leuten, ihrer geschichtlichen Grundlegung und Spätere besitzen, dadurch, daß er selbst Jahre lang in Anstalt gelebt und dort die eigenartigen Zustände und Verhältnisse kennen gelernt hat, welche mit denen keines andern europäischen Anstalts zu vergleichen sind.

* Diät und Wegweiser für Blutarmer. Von D. Paul Berger. Sammlung mediz. Wegweiser, Bd. 3. Preis 1 M. Verlag von Hugo Steinb., Berlin 1887. In schneller Auslieferung erfolgte hat die Verlagsabhandlung von Hugo Steinb. auch ein neues Bündchen der mit so großem Detail aufgenommenen Sammlung mediz. Wegweiser in den Buchhandel gebracht, welches den Titel trägt: „Diät und Wegweiser für Blutarmer“, und den auf populär-medizinischen Gebiete bekannten D. P. Berger in Berlin zum Verfasser hat. Wir können dem vorliegenden Bündchen dieselben Eigenschaften nachrühmen, welche die bisher in der Sammlung erschienenen Vroführer auszeichnen: Klarheit der Sprache, Vermeidung technischer Bezeichnungen und erschöpfende Darlegung der bei der Blutarmer in Betracht kommenden diätetischen und baineologischen Hilfsmittel.

geht uns ferner der nunmehr vorliegende 2. Band, welcher eine Radikale zu den Gedächtnis, die Tragödien „Almanor“ und „Maxim“, sodann „Nita Troll“ und „Deutschland ein Wintermärchen“ enthält.

* Seit 4546 der Deutschen Roman-Zeitung, redigirt von Otto v. Veitner, Verlag von Otto Junke in Berlin, hat folgenden Inhalt: „Die Venusstöh“, Roman von W. v. Wickenbach. „Schluß“, „Der Tagesanbruch“, Roman von Eugen Solinger. Forts. — „Moderne Golgathä“, Roman von Hans Wachenbusch. — „Fenitellen: An Gedächtnis. Von Otto Entenreich. — „Auf dem Friedhof zu Kammladt“, Skizzenblatt von Johanna Reilmann. — „Woher mein Lied?“, von Guido Santamar. — „Bilder aus Brasilien. Von B. Nibel-Wrens. — „Ich hab' gelebt“, von Teresie Siemerling. — „Rater Unter. Von Kurt v. Hofschmidt. — „Wunder nach Weisnaden. Von Karl Weiß. — „Grenzen. Von Karl Bittel. — „Bitte. Von Otto Weidinger. — „Lieserungswerte. — „Briefkasten.“

* Beiträge zur Geschichte Anstalts. Nach bisher unbekannt ruffischen Original-Quellen von M. C. Wiesner. Verfaßt von „Aus Serbien und Bulgarien“. Preis 2 2/3 M. Inhalt: Einleitung. — Iwan, der Granine. — Anstalt unter Peter I. — Von der Entstehung der ruffischen Literatur bis zum Sturze Wlons. — Peter II. und Katharina II. — Pugatschew's Stojalkinanstalt. — Die Palastverschönerung gegen Paul I. Dies

hätterlich umzugehen habe, „damit die Nachkommen ebenfalls nicht allein seinen Mangel leiden, sondern auch diese Nahrung in der Provinz in der Folge nicht wegfallen möge.“ Von dem gewonnenen Kupfer gingen damals 2000 Ctr. an Splittgerber (für Kupfer- und Messingwerk), 300 Ctr. nach Schlesien, 100 Ctr. nach Magdeburg, 30 Ctr. zu Vitriolfabriken, 200 Ctr. zur Münze, jedoch etwa 900 Ctr. anderweit zum Absatz gelangten, namentlich nach Ost- und Westpreußen.

Der König beschränkte allerdings die Einfuhr des Kupfers aus dem Auslande, aber er war keineswegs geneigt, dadurch die Kupferpreise zum Nachtheile der eigenen Unterthanen zu theuern zu lassen. Zu letzterem Zwecke nahm die Regierung den Kupferhandel selbst in die Hand, und indem sie diesen in gewissem Sinne monopolisirte, übernahm sie zugleich die Verpflichtung, den Anforderungen nach Kupfer jederzeit zu entsprechen. In dieser Hinsicht gab die unsichere und theilweise abthätlich eingeschränkte Produktionsfähigkeit der rothenburgischen Werke sehr bald zu Besorgnissen Veranlassung.

Man befand sich der Möglichkeit gegenüber unter Umständen fremdes Kupfer theuer einzukaufen und billig wieder abgeben zu müssen. Um sich dagegen zu schützen, beschloß der König die landesherrliche Kupfergewinnung durch Erwerb der auf dem preussischen Territorium der Grafschaft Mansfeld, aber innerhalb der alten sächsischen Berggrenze liegenden, unter der Direction des sächsischen Bergamtes zu Giesleben bestehenden Kupferschieferbergbau's nebst den dazu gehörigen 6 Rohhöfthen der Mansfelder Gemerten, zu vermehrten. Dadurch würde man einen Produktionszuwachs von jährlich 6000 Ctr. Kupfer und 5250 Mark Silber gewonnen haben. Anno dem 1780 erfolgten Ableben des letzten Grafen von Mansfeld (Hürst v. Knob) wurden diesehalb durch Vermittelung des Departements der ausländischen Angelegenheiten beim sächsischen Ministerium auch Verhandlungen eingeleitet, die am Schluß des Jahres 1781 noch schweben, demnach aber nicht zu dem erwünschten Ziele gelangt sind.

Ueber den rothenburgischen Bergbau hat uns gegen Ende der Regierungzeit Friedrich's des Großen v. Heinitz Nachrichten* hinterlassen, denen wir folgendes entnehmen: „Aus den mansfeldischen Kupferschiefern werden zu Rothenburg a. d. S. jährlich 4000 Ctr. Kupfer und 3000 Mark Silber geschmolzen, und sie bringen eine Geldsumme von 160000 R. Thaler in sächsischen Umlauf. Obiges Kupferquantum erfolgt aus 5337 Fuder oder 256,216 Ctr. Schiefen, und ist also der 6/10e, das Silber aber der 18/100e Theil davon. Bei diesem geringen Gehalt liefert das rothenburgische Werk gleichwohl einen beträchtlichen Ueberfluß, welcher etwa die achte Theil der vorgedachten jährlichen Ausgabesumme** ausmacht.“

Um daher diesen Bergbau wenigstens für die späteste Nachkommenschaft zu erhalten, habe ich eine Feuermaschine, welche mit Steinbolen betrieben wird, zu Gemüthigung der Wasser, auf dem Burgorner Mevier erbauen lassen. Durch die große Wirkung dieser nach den neuern englischen Verbesserungen vorgerichteten Maschine wird man in Stand gesetzt, mit den Schächten, Stollen und Strecken über 25 Lachter tiefer, als es bis jetzt möglich war, weiter zu gehen, und ein beträchtlich großes Schieferflöz abzutrocknen, dessen Abbau noch an 60 Jahr lang dauern kann. Auch findet sich noch ein anderes an Kupfer- und Silbergehalt reicheres und mächtigeres Flöz bei den Dorfe Gollwitz, welches wenig abgebaut und, bei vielen Hoffen wegen, bald verlassen worden. Hier werden sich wesentlich unsere Nachkommen hinlegen, wenn die übrigen Reviere ausgebaut sein werden.

Uebrigens erfordert der rothenburgische Hausalt eine besondere angelegte Aufmerksamkeit, theils weil, wie ich gezeigt habe, die Schiefen arm, theils weil dort die Kohlen so rar werden, daß man sie schon aus der Neumark*** herholen muß,

da der Harz, Sachsen und die anhaltischen Fürstenthümer den nöthigen Bedarf derselben nicht mehr liefern können, so sehr man sich auch die Erparungen bei der Feuerung anlegen lassen läßt, und solches soweit als möglich, getrieben hat. Um weniger Zimmer- und Bauholz zu verbrauchen, hat man die Schächte und Stollen auszumauern angefangen, und um die lästigen Bedingungen getheurer Erdenbolen- und Holzbohlenlieferanten nicht ferner eingehen zu dürfen, habe ich eine besondere Administration für dieses Werk angeordnet, welche Holz und Kohlen von besserer Güte und billigeren Preisen anschafft. Sollte man in der Folge schleifische Steinkohlen zum Kupfererschmelzen gebrauchen müssen; so sind auch hierüber die nöthigen Vorkehrungen zu einem erwünschten Erfolge bereits angeestellt und man wird sodann die Deseu darnach vorrichten lassen.“

Auch über den Einfluß des rothenburgischen Bergbaues auf die Entwicklung der Kupferhämmer in den verschiedenen Provinzen enthält die Abhandlung einige Nachrichten. „Die Kupferhämmer in Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen haben sich sehr aufgenommen. Ihr Handel mit den Russen und Polen, welche die Fabrikate zu Königsberg, Memel und Elbingen fließig besuden und no geschmiedetes Kupfergeschirr einen Hauptartikel ausmacht, ist ganz beträchtlich. Seit vier Jahren wird diesen Hämmeru das rothenburgische Gaartupfer, in dünne Scheiben gerissen, geliefert. Sie ziehen es dem schwedischen, sowohl der Güte als dem Preise nach, vor. Man muß dieses nützliche Gewerbe auf alle Art begünstigen und sich dessen mögliche Erweiterung auslegen sein lassen.“ Ferner: „Kupferhämmer sind in Pommeren drei vorhanden; einer bei Greiffenhagen im Amte Colbat, drei Meilen von Stettin; der zweite bei Gollnow, fünf Meilen von Stettin; und ein dritter bei Stolpe in Hinterpommern. Da diese drei Hämmer jährlich nur 170 Ctr. Gaartupfer und 500 Ctr. altes Kupfer verarbeiten, so hat man auf Vergrößerung ihrer Fabrikation Bedacht genommen; und die Unternehmung der in der Nachbarschaft auf fremdem Gebiet belagerten Kupferhämmer beweist, daß die pommerischen es ihnen zuvor thun konnten, da sie theils das mansfeldische Gaartupfer mobiler erhalten, theils auch Holz und Kohlen in größerer Menge und zu niedrigeren Preisen kaufen können. Man wird sich besonders anlegen sein lassen, an dem vortheilhaften Abzug der geschmiedeten Kupferplatten, an die französischen Gränzpanfabriken, Anstalt zu bekommen, welches um so gewinniger zu erwarten steht, als die Verfertigung dieser Waare sehr wohlfeil zur Se gelangen kann. Man rechnet 12 bis 13 Reichsthaler Nationalgewinn auf jeden Centner geschmiedetes Kupfer; die Erzeugung dieses Wertheis ist allein schon hinlänglich, sich zu überzeugen, wie sehr diese Kupferhämmer aller Aufmerksamkeit und Unterstützung werth sind.“

„Die vier Kupferhämmer bei Neustadt a. W. in der Kurmark und der Kupferhämmer zu Radach in der Neumark, welche, wie früher erwähnt, ebenfalls rothenburgisches Kupfer verarbeiten, sind noch nicht hinreichend, um die verschiedenen Bedürfnisse an Kupferplatten, Kesseln und anderem Kupfergeschirr dieser beiden Provinzen zu befriedigen; man wird also einen sechsten Kupferhammer bei Crossen in der Neumark anlegen und zugleich ein Walzwerk vorrichten, um diese Fabrikation zu desto größerer Vollkommenheit zu bringen.“

Ueber die Kupferhämmer in den westfälischen Provinzen äußerte sich v. Heinitz lautmäßig dahin: „Die Kupferhämmer in dieser Provinz, welche Privatpersonen gehören, sind bis jetzt noch nicht näher untersucht worden.“ Wir fügen hinzu, daß auch Friedrich II. diese Provinzen nicht näher kennen gelernt hatte. Er hat sie niemals besucht. Alagend schrieb deswegen J. Fr. Müller 1788: „Der Sturz seiner königlichen Wohlthaten reicht nicht zu uns.“

Wie bekannt, nannte sich der König selbst einen Anwalt der Armen und Bedrückten. Auch die Verglechte des rothenburger Reviere, die anheimend unter einer Art „Tuchthum“, zu leiden hatten, haben die landesherrliche Fürsorge ihres obersten Bergherren wiederholt geschmerzt. Die allgemeine Knappigkeit hatte sich nicht nur bei ihm gegen die „Berg-Offizianten“ darüber bekwert, daß man ihnen die Löhne nicht zur gelegenen Zeit ausgab, sondern sie damit 8 und 9 Wochen hinterholte und ihnen alsbald noch viele Abzüge auferlegte; ferner daß sie auch außer dem Dienst beständig die Uniform tragen oder einen Thaler Strafe erlegen mußten und daß sie gezwungen

* In französischer Sprache geschrieben, wurden sie 1785 dem Könige vorgelegt. Im folgenden Jahre erschienen sie als „Abhandlung über die Produkte des Mineralreichs in den K. Preuss. Staaten“ in deutscher Bearbeitung bei G. S. Decker (Berlin) im Druck.

** Die Fassung ercheint in diesem Punkte sehr vorzüglich gemüth. Es dürfte die Mühen für das bei der Bank fortzubehalten Kapital für den Anbau zu, in Gegenrechnung zu bringen sein.

*** Der Saale-Schiffahrtsunternehmer Gonsange hatte schon 1770 eine Quantität Kohlenholz aus den märkischen Forstrevieren nach Rothenburg zu schaffen.

